

macht er es dabei nicht leicht. Ist der Anfang noch im ansprechenden Erzählton geschrieben und mit aktuellen, oft humorvoll verpackten Bezügen gespickt, wirken die Kapitel über Freiheit, Gerechtigkeit und „Gewalt“ (als Teilhabe an der politischen Macht) äußerst theorielastig, streckenweise so, als habe sie ein Staatsrechtler verfaßt. Blickle geht es darum, Modernisierungstendenzen aufzuzeigen, die vom gescheiterten Aufstand angestoßen wurden. So weist er darauf hin, dass in der Folge des Bauernkriegs die Leibeigenschaft faktisch, wenn auch nicht förmlich aufgehoben wurde. Indem er die von den Bauern erreichten Fortschritte als Vorformen moderner Bürgerrechte deutet, bemüht auch er sich – wie könnte es anders sein – um eine Verortung des Themas in den Traditionslinien der deutschen Geschichte. Nicht ohne Stolz vermerkt er, dass „1525“ in dieser Hinsicht gegenüber „1848“ in den letzten Jahrzehnten deutlich aufgeholt habe.

Neben Fragen der historischen Bewertung beschäftigen den Autor auch die Begrifflichkeiten. Mit einem gewissen Schuß Selbstironie stellt er fest, daß es offensichtlich zur Lieblingsbeschäftigung mancher Historiker geworden sei, dekonstruktivistische Ansätze auf die eigene Disziplin zu übertragen. Etablierte Epochenbezeichnungen, Faktenbestände etc. werden dabei als Legenden und Mythen entlarvt, frei nach dem Motto: Auf zur fröhlichen Begriffszerrümmung! Blickle tut dies für seinen Teil, und zwar recht genüsslich, mit dem Begriff „deutscher Bauernkrieg“. Dabei handle es sich, so der Verfasser, um eine Wortschöpfung des 19. Jahrhunderts, die an den historischen Realitäten vorbeigehe. In den Quellen sei nämlich nie von „Bauern“, sondern stets vom „gemeinen Mann“ die Rede; das Attribut „deutsch“ sei nur vor dem kleindeutschen Hintergrund jener Zeit zu verstehen, denn die Ereignisse in Österreich und der Schweiz blieben damit ausgeblendet; auch der Begriff „Krieg“ sei irreführend, da die Bauern in keinem Fall, auch nicht dort, wo sie in der Überzahl waren, die Kampfhandlungen von sich aus eröffnet hätten. Doch keine Sorge: die Geschichte muss nicht umgeschrieben werden – und das weiß auch der Autor. Ein Blick auf den Titel seines Buches genügt.

*H. Kohl*

Wolfgang Keim, *Erziehung unter der Nazi-Diktatur*, Bd. 1: Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung, Bd. 2: Kriegsvorbereitung, Krieg und Holocaust, Darmstadt (Primus Verlag) 1997. 218 u. 505 S.

Wolfgang Keim ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Was er in diesem zweibändigen Werk vorlegt, ist eine äußerst exakt recherchierte und belegte und dennoch gut lesbare Gesamtdarstellung der deutschen Pädagogik in der Nazizeit.

Die zentrale These Keims wird in seinem Bereich der Pädagogik so wenig populär sein wie in anderen der deutschen Nachkriegsgesellschaft – die These, daß die deutsche Pädagogik von Sonderschule bis Universität nicht nur Opfer und/oder Mitläufer der Nazis gewesen ist, sondern bereitwilligst den Boden bereiten half, auf dem die braune Saat blühte. Einer ehrlichen Aufarbeitung dieser Tatsache verschloß sich die Zunft nach 1945 nicht zuletzt deshalb, weil viele ihrer belasteten Vertreter nach 1945 rasch an ihre Vorkriegs- (und Kriegs-)karrieren anknüpfen konnten.

Getreu dieser zentralen These untersucht der Autor im ersten Band diejenigen undemokratischen und autoritären Traditionsstränge vor 1933, welche in der deutschen Pädagogik bereits auf verhängnisvolle Weise vorherrschten und nach 1933 leicht von den neuen Machthabern zu instrumentalisieren waren, oder exakter: sich gerne instrumentalisieren ließen.

Keim bringt vor allem im zweiten Band auch die Vertreter derjenigen Pädagogik zu Wort, die vor 1933 alternativ gearbeitet hatte und von den Nazis unterdrückt bzw. in die Emigration gezwungen wurde. Er tut dies vor allem, um ihnen, die auch nach 1945 den Kurs der deutschen Pädagogik kaum mitbestimmen konnten, auf diese Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Weitere Themen Keims sind in Auswahl: Die Geschichte der HJ, welche bekanntlich erst allmählich nach 1933 zur umfassenden deutschen (Zwangs-)Jugendorganisation wurde; die

Erwachsenenbildung; die „Minderwertigenfürsorge“ der Kirchen, wie es im Nazi-Jargon hieß; eine breite Würdigung der nicht-nazistischen deutschen Pädagogik, vor allem im Exil; das Schul- und Unterrichtswesen im Dritten Reich generell, von den Hilfsschulen bis zu den Universitäten. Aber auch die Schulen der „anderen“ werden genannt: die polnischen und jüdischen Untergrundschulen in den Ghettos und KZ's oder die bis ca. 1938 noch offiziell zugelassenen jüdischen Schulen in Deutschland – Keim nennt sie „Enklaven in der deutschen Schullandschaft“ (S. 236). Jugendopposition im Dritten Reich von der „Swing-Jugend“ bis zu den „Edelweißpiraten“ wird ebenso analysiert wie die Mitarbeit emigrierter deutscher Pädagogen bei der Re-Education nach 1945.

Die Erziehungswissenschaftler waren also keine Opfer, eher Täter der Politik ab 1933. Keim nennt etwa die Beteiligung vieler Lehrer/innen bei der Auswahl derjenigen Schüler/innen, die zur Sterilisation vorgesehen waren, oder – nach Kriegsausbruch – diejenigen Lehrer, welche in den besetzten polnischen Ostgebieten ein deutsches Schulwesen ohne Rücksicht auf die polnische Mehrheit aufbauten und betrieben.

Einen breiten Raum nimmt im zweiten Band das Thema „Widerstand und Opposition“ ein, sei es in der Emigration, sei es in Deutschland. Daß es eine breite Skala gab vom offenen Widerstand bis hin zu Einzelakten der Zivilcourage (etwa Lehrer, die jüdische Schüler betont freundlich behandelten), wird von Keim dabei exakt analysiert.

Es sollte betont werden, daß Keim hierbei keinem simplen Schwarz-Weiß-Schema folgt nach dem Motto „böse Nazi-Mitläufer – gute Widerständler“. Die Verhältnisse waren komplizierter. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Die Reformpädagogen vor 1933 waren bei aller Nazi-Gegnerschaft teilweise ebenfalls „völkisch“ orientiert und anti-aufklärerisch, und manche kirchliche Gruppe protestierte zwar gegen die Verfolgung getaufter jüdischer Glaubensgenossen, nicht aber gegen jene der sonstigen jüdischen Bevölkerungsgruppe. Trotz der vielfach bedrückenden Thematik erfolgt die Würdigung oppositioneller Regungen und Gruppierungen durch den Autor niemals in verherrlichendem, sondern in einem nüchtern-analyisierenden Ton, der dem Thema sicherlich angemessen ist. *P. Ehrmann*

Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945 (Krieg in der Geschichte, Bd. 1), Paderborn; München; Wien; Zürich (Ferdinand Schöningh) 1998. 429 S.

Ziel des Autors im vorliegenden, aus einer Dissertation an der Universität Bielefeld entstandenen Band ist es, die Kriegserfahrungen der Soldaten des 2. Weltkriegs nachzuzeichnen. Mittel hierzu sind Feldpostbriefe, die als unmittelbare Zeugnisse aus der „Todeszone“ des Krieges interpretiert werden, wobei Latzel die problematischen Aspekte dieser Quellengattung nie aus dem Auge verliert. Im Vordergrund der Untersuchung stehen die Erfahrungen der Soldaten des 2. Weltkriegs, denen als Referenzgröße solche des 1. Weltkriegs gegenübergestellt werden. Der Autor beschreitet hierbei zwei Wege: Den ersten Teil bildet die exemplarische Darstellung eines Einzelfalls anhand der Briefserie eines Gefreiten. Hier wird chronologisch vorgehend danach gefragt, wie dieser einzelne Soldat versucht, „sich das Erlebnis des Krieges zu eigen zu machen, und im persönlichen Zeugnis nach überpersönlichen Spuren der Zeit“ gesucht (S. 17). Der zweite Teil besteht aus einer systematischen Analyse einer Auswahl von Briefserien, in der anhand verschiedener Themenbereiche das „soziale Wissen“ der Soldaten untersucht wird, das für sie in diesen Zusammenhängen relevant war. Behandelt werden hierbei das Verhältnis zu fremden Menschen, Ländern und Ressourcen, Partisanenkrieg, Kriegsverbrechen und Judenvernichtung, das Verhältnis zu den gegnerischen Soldaten, das Erlebnis des Todes und schließlich der Sinn des Krieges insgesamt und die eigene Position darin. Im Fazit sieht der Autor eine „Teilidentität“ der Motive zwischen Wehrmachtssoldaten und Nationalsozialismus. Es bietet sich, so Latzel, „das Bild einer inhaltlichen Verwandtschaft mit Mustern nationalsozialistischer Sinnstiftung, deren Grad zwischen marginaler Berührung und weitgehender Verschmelzung schwankt, insgesamt jedoch unübersehbar ist“ (S. 371). Dies gelte besonders für eine „erhöhte Gewaltbe-